

Ute Osterkamp

»Selbstkritische Fragen stellen, statt Selbstverständlichkeiten zu transportieren...« – Ein Interview

Lorenz Huck/Vanessa Lux: *Ute, deine Biografie ist mit der Entwicklung der Kritischen Psychologie sehr eng verbunden, du warst von Anfang an Teil des Arbeitszusammenhangs. Von daher wollen wir die Gelegenheit nutzen, dir zunächst einige historische Fragen zu stellen, und uns von den Anfängen der Kritischen Psychologie bis zur aktuellen Situation vorarbeiten.*

Wie kam es zu der Entscheidung, ein doch sehr großes und umfassendes Projekt wie eures, das ja dann auch zur Grundlegung der Psychologie führte, überhaupt zu beginnen?

Ute Osterkamp: Es war keine bewusste Entscheidung; wir sind mehr oder weniger in dieses Projekt reingeschlittert. Hintergrund war die Studentenbewegung mit ihren Widersprüchen und Problemen, und die Frage war, wieweit man sich den damit verbundenen Auseinandersetzungen stellt oder sich ihnen zu entziehen sucht. Dass wir uns für das Mitmachen ›entschieden‹, hing von allem Möglichen ab, das sich im Nachhinein nicht mehr eindeutig klären lässt. Der Frust ob des vorherrschenden Wissenschaftsverständnisses – Klaus nannte es später die Reduzierung von Wissenschaftstheorie auf Methodologie – hat sicherlich zur ›Entscheidung‹ beigetragen. Was immer diese auch mitbestimmt haben mag, sie hatte Konsequenzen: sie beendete zumindest bei mir den Zustand des diffusen Unbehagens/Suchens bzw. Gefühls, am eigentlichen Leben vorbei zu leben, und war zugleich bindend für das weitere Leben. Wie es zum »Projekt Kritische Psychologie« im engeren Sinne kam, hat ja Klaus ausführlich auseinandergespult (2008 [1972]). Auch das ist nur vor dem damaligen gesellschaftlich-historischen Hintergrund zu verstehen und weniger eine Frage persönlicher Entscheidung gewesen. ›Persönlich‹ wurde es insofern, als man sich genötigt sah, Stellung gegen Leute zu beziehen, mit denen man bis dahin zusammengearbeitet hatte und denen man sich vielfach verbunden fühlte. Solche Stellungnahmen gegen andere kamen partiell durchaus auch aus

fragwürdigen Gründen zustande. »Wir gehen jetzt zu Hörmann (mein damaliger Chef) und stellen ihn zur Rede: ›Kommst du mit oder nicht? Bist du für uns oder stehst du auf der andren Seite?«

Welche Rolle spielten aus deiner Sicht die Geschehnisse um den »Schülerladen Rote Freiheit« (vgl. Autorenkollektiv 1971) für die Entwicklung der Kritischen Psychologie? Welche Konsequenzen habt ihr damals aus der Geschichte gezogen?

Der Schülerladen war insofern für die Entwicklung Kritischer Psychologie bestimmend, als er zentraler Anlass der Institutsteilung war und damit zur Notwendigkeit führte, quasi aus dem Nichts heraus ein ›kritisch-psychologisches‹ Ausbildungskonzept zu entwickeln. Das hat Klaus ja ebenfalls ausführlich dargestellt (vgl. Holzkamp 2008). Auch in den Schülerladen sind wir mehr oder weniger hineingeschlittert. Er wurde von den Studierenden als autonomes Projekt in den gerade erkämpften Institutsrat hineingetragen, das eher als Testfall für die neuen Mitbestimmungsstrukturen diente, als dass es wirklich durchdacht gewesen wäre. Wäre er abgelehnt worden, wäre auch das Mitbestimmungsmodell gestorben gewesen, womit zugleich die verschiedenen Gruppen – einschließlich der Studierenden – aus der Verpflichtung zur Zusammenarbeit entlassen gewesen wären. Die Ablehnung des Projekts wurde dadurch verhindert, dass Klaus sich bereit fand, die formale Verantwortung zu übernehmen. Das bedeutete zugleich, dass man sich verpflichtet fühlte mitzuhelfen, dass daraus etwas wurde. Parallel zur praktischen Arbeit im Schülerladen liefen Diskussionen zur Erarbeitung der theoretischen Grundlagen des Projekts, die jedoch eher auf den Versuch hinaus liefen, Strategien zu entwickeln, um die Situation bzw. die Jugendlichen irgendwie im Griff zu behalten.

Für mich persönlich war der Schülerladen eine sehr wichtige Erfahrung, auch wenn ich nur in der ersten Phase aktiv mitgearbeitet habe. Die zweite Phase lief offensichtlich geordneter – was die Jugendlichen aber nicht davon abgehalten hat, den Laden schlussendlich abzufackeln – gewissermaßen als Konsequenz unserer Versuche, sie gemäß unseren Vorstellungen ›aufzuklären/abzurichten. In diesem Sinne haben wir sie in der Tat ›missbraucht‹, allerdings nicht, wie in der Pressekampagne gegen den Schülerladen behauptet, sexuell. Auf dieser Ebene verhielt es sich eher umgekehrt: Sexualität bzw. die ›obszöne‹ Form, in der die Jugendlichen über sie sprachen, diente ihnen eher als Mittel, sich gegen unsere verbale Übermacht zu wehren, uns sprachlos zu machen. Ein großer Teil der anfänglichen Theoriesitzungen bestand darin, Tabuwörter wie »ficken«, »Fotze« etc. solange einzuüben, bis sie uns ohne jede Schiefe über die Lippen kamen. In diesem Sinne wurden wir eher von den Jugendlichen ›emanzipiert‹ als umgekehrt. Im Übrigen drückte sich unsere Emanzipation weitgehend in der Missachtung alles ›Bürgerlichen‹ aus, die u. a. in der ›Freiheit‹ bestand, im Laden einfach auf den Boden zu spucken – was man in

der eigenen Wohnung mit Sicherheit niemals getan hätte und was auch den Jugendlichen nicht gut bekommen wäre, hätten sie es zu Hause versucht. Angesichts der Müllhalde, in die sich der Laden alsbald verwandelte, lag der Vergleich mit den privaten Wohnverhältnissen jedoch eh nicht sonderlich nahe. Dazu kam es vor allem, weil ›Plan‹ war, vom Schrottplatz Fahrräder zu holen, sie zu reparieren und zu verkaufen; dabei sind wir jedoch in der ersten Phase stecken geblieben; aus den vielen Fahrradteilen, die sich im Laufe der Zeit ansammelten und den Laden praktisch unzugänglich machten, ist meines Wissens kein einziges funktionierendes Fahrrad entstanden.

Wie wurde von euch das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis, das in der Kritischen Psychologie ja auf verschiedenen Ebenen angesprochen wird, damals verstanden? Und wie hat sich deine eigene Vorstellung seitdem entwickelt?

Das Scheitern des Schülerladens machte es in doppelter Hinsicht notwendig, sich mit Theorie zu beschäftigen. Zum einen hat es unmittelbar erfahrbar werden lassen, dass es mehr als einen guten Willens bedarf, ›im Interesse der Arbeiterklasse‹ zu handeln, bzw. diese Vorstellung selbst einer kritischen Überprüfung bedurfte. Zum anderen bedeutete die Institutsteilung zugleich, dass wir uns nicht länger mit der Kritik ›bürgerlicher‹ Psychologie und KollegInnen begnügen konnten; wir standen vielmehr vor der Aufgabe, von heute auf morgen eine kritisch-emanzipatorische Ausbildung auf die Beine zu stellen. Das war nur möglich, weil das Institut damals nicht nur geteilt, sondern zugleich jede Hälfte auf die ursprüngliche Größe aufgestockt wurde. Wir konnten dadurch jede Menge neuer KollegInnen einstellen, die die entsprechenden politischen und wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen mitbrachten, um sich an diesem von vornherein interdisziplinär gedachten Unternehmen beteiligen zu können. In diesem Zusammenhang sind auch die Bücher in der Campus-Reihe [*Texte zur Kritischen Psychologie*] entstanden, auf die Klaus immer wieder verweist. Sie sollten die üblichen Lehrbücher ersetzen bzw. die wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen erarbeiten, die es den Studierenden ermöglichten, sich über den Erkenntnisgehalt und die Funktion der unterschiedlichen Theorien selbst ein Urteil zu bilden. Einen detaillierten Überblick über die damaligen Diskussionen und Versuche, die Reflexion des Theorie-Praxis-Verhältnisses vom sozialwissenschaftlichen Grundstudium bis hin zum Hauptstudium (als Projektstudium) hindurch institutionell zu verankern, gibt Klaus in *Schriften V*. Das ist ungeheuer spannend zu lesen – auch weil es noch einmal den Umfang der seitdem gelaufenen Rückentwicklung vor Augen führt. Diese allein auf die neoliberale Entwicklung zu schieben, bringt nicht wirklich weiter. Die subjektwissenschaftliche Frage wäre eher, warum man dieser Entwicklung weitgehend ausgeliefert blieb. Die Form, in der die späteren institutsinternen Auseinandersetzungen

um die ›richtige Linie‹ einschließlich der Frage liefen, wieweit eine ›kritische‹ Psychologie überhaupt möglich und nicht nur eine emanzipatorische Verkleidung der üblichen Anpassungsfunktion ist, hat sicherlich nicht zur Stärkung der Widerständigkeit gegen die allgemeine Re-Formierung beigetragen.

Wann ungefähr stieß eigentlich Morus [Markard] zur Gruppe der Kritischen PsychologInnen? Übernahm er aus deiner Sicht eine spezielle Rolle oder Aufgabe? Erinnerst du dich, ob er neue Vorschläge oder Vorstellungen mitbrachte? Immerhin kam er ja aus einer etwas anderen Richtung...

In genau welchem Jahr Morus nach Berlin gekommen ist, kann ich nicht sagen. Auf dem ersten Kongress Kritische Psychologie, der im Mai 1977 stattfand, war er jedenfalls schon dabei. Es war die Zeit heftigster Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen politischen Gruppierungen innerhalb und außerhalb des PIs, in deren Kontext auch dieser Kongress zu sehen ist. Morus hat dort zusammen mit Barbara Grüter und Wolfgang Maiers ein Referat »Zum Verhältnis von demokratischer Studienreform, Mitbestimmung und Wissenschaftsentwicklung« gehalten. Diese Thematik ist offensichtlich auch für seine weitere theoretische wie politisch-praktische Arbeit bestimmend geblieben. Die drei, die Klaus immer BMW nannte, waren neben Klaus, Frigga und mir auch an der Gründung des Forums Kritische Psychologie (1978) beteiligt, für das Morus ohne Zweifel den Hauptanteil der organisatorisch/redaktionellen Arbeit übernommen hat.

Inhaltlich und persönlich hatte Morus sehr viel mehr mit Klaus als mit mir zu tun. Beide waren auch im SUFKI-Projekt, das, soweit ich weiß, von Gisela initiiert worden ist und für das Morus von der DFG einen Werkvertrag erhalten hatte. Das Projekt löste sich auf, als dessen ›Hauptförderung‹ abgelehnt wurde (vgl. Projekt »SUFKI« 1984, 1985). Ich hatte als Nicht-Mutter nur indirekt, über die Berichte von Klaus, an ihm teil. Später hat Morus die Organisation der Theorie-Praxis-Konferenz (TPK) von Ole Dreier übernommen. Diese wurde ins Leben gerufen, nachdem sich Ende 1981 praktisch arbeitende KollegInnen in einem Brief an die Redaktion darüber beschwert hatten, dass die Vermittlung von kritisch-psychologischer Theorie und Praxis im Forum kaum diskutiert würde. Um diesen Missstand abzustellen, ist die Redaktion um Ole erweitert worden, der zwar auch nicht Praktiker war, dessen Forschungsschwerpunkt jedoch auf dem Praxisbezug Kritischer Psychologie lag (vgl. »Reden/Schreiben über Praxis« in FKP 10). Aus der TPK haben sich später die Projekte zur Praxisforschung am Institut herausgebildet, die Morus zunächst zusammen mit Renke Fahl, dann mit Gisela entwickelt und durchgeführt hat. Das »Ausbildungsprojekt Subjektwissenschaftliche Berufspraxis« (ASB) ist mittlerweile die letzte Bastion Kritischer Psychologie am Institut.

Als Antwort auf die zunehmende Einschränkung kritischer Reflexion auf Universittsebene entstand Anfang der 90er Jahre der Plan, über die unterschiedlichen inhaltlichen Vorstellungen hinweg eine gemeinsame Außenstelle für kritische Psychologie zu schaffen. Es ist der Tatkraft/Einsatzbereitschaft von Morus zu verdanken, dass mit der Gründung der »Gesellschaft für subjektwissenschaftliche Forschung und Praxis« (GSFP) aus dem Plan auch Wirklichkeit wurde. In der jetzigen Form dient diese Gesellschaft jedoch, soweit ich es sehe, weniger zur Verständigung zwischen den unterschiedlichen Auffassungen kritischer Psychologie als zur Diskussion Kritischer Psychologie im engeren Sinne.

Anfang der 1970er Jahre entstand eine ganze Reihe von Arbeiten, die rückblickend als Vorarbeiten zur Grundlegung der Psychologie (Holzkamp 1983) und also zur Entwicklung von grundlegenden Kategorien für die Psychologie erscheinen. Dein Beitrag dazu waren die Motivationsbnde (H.-Osterkamp 1975, 1976), mit denen du ja auch promoviert und habilitiert hast. Als Haupterrungenschaft des ersten Bandes könnte man die Aufarbeitung der ethologischen Forschung für die Kritische Psychologie bezeichnen, der zweite Band enthält die erste umfangreiche Reinterpretation eines ›traditionellen‹ Theorieansatzes, nämlich der freudschen Psychoanalyse. Wie beurteilst du diese Arbeiten aus heutiger Sicht, also nach der subjektwissenschaftlichen Wende der Psychologie? Würdest du heute Teile anders formulieren?

Zum einen: Ich würde das Verhältnis von Grundlegung und den vorangegangenen Texten anders definieren. Die in der Schriftenreihe erschienenen Bnde sind keine ›Vorarbeit‹ zur Grundlegung, sondern die Grundlegung ist die Systematisierung/Verallgemeinerung der über die verschiedenen Einzelanalysen gewonnenen Erkenntnisse zu einer Wissenschaftssprache vom Subjektstandpunkt aus. Sie ist in diesem Sinne ein Zwischenschritt zur wissenschaftstheoretischen und methodologischen Fundierung künftiger Forschung vom Subjektstandpunkt aus, die im Wesentlichen noch zu leisten ist (vgl. Holzkamp 1996, 96ff). Das Problem besteht, wie Klaus betont, darin, dass wir zwar ausführlich das Erkenntnisinteresse anderer Richtungen diskutiert, aber die eigene Forschungspraxis kaum zum Gegenstand der Analyse gemacht hätten. Offensichtlich seien wir der Auffassung gewesen, dass sich deren ›Fortschrittlichkeit‹ aufgrund der Kritik an der traditionellen Psychologie sowie der Fundiertheit des kritisch-psychologischen Grundansatzes im marxschen Denken von selbst verstehe, »sodass wir Selbstverständlichkeiten transportierten, wo selbstkritische Fragen am Platz gewesen wären« (98). Das Projekt »Lebensführung« war von Klaus als konzeptuelle Weiterentwicklung subjektwissenschaftlicher Psychologie – auf der Basis der früher erarbeiteten Grundlagen – gedacht.

Zum anderen: Die Motivationsbcher sind unter dem Druck entstanden, schnellstmöglich ›Lehrbücher‹ bereitzustellen, die in etwa unseren Vorstellungen

einer kritischen Psychologie entsprachen; sie sind mit Sicherheit in vieler Hinsicht überarbeitungsbedürftig. Allgemein finde ich jedoch eher erstaunlich, was wir damals schon alles begriffen hatten. Das ist zugleich auch erschreckend, weil ich das Gefühl habe, dass vieles von dem, was man bereits wusste, wieder in Vergessenheit geraten ist. Im Großen und Ganzen sind sie, denke ich, vom Subjektstandpunkt aus geschrieben; das hängt auch mit der Aufarbeitung der beiden Schwerpunkte zusammen. Während in der Ethologie die Umweltbezogenheit allen Verhaltens selbstverständliche Grundlage aller Forschung ist und Entwicklung sich praktisch in der zunehmenden ›emotionalen‹ Notwendigkeit der Umweltkontrolle ausdrückt, steht bei Freud das Leiden an der aufgenötigten Selbstentfremdung im Mittelpunkt der Analyse. Da damals der Subjektstandpunkt noch nicht auf den Begriff gebracht war, finden sich aber immer wieder Aussagen vom Außenstandpunkt. So ist etwa mein Einwand gegen Freud, dass Unterdrückung nicht nur im sexuellen, sondern auch in anderen Bereichen bestehe, eher peinlich – als wenn er das nicht selbst am besten gewusst hätte. Ich ignoriere damit, dass es Freud – zumindest kann man ihn so lesen – um die *Wirkweisen* von Unterdrückung, d. h. die Frage ging, was Menschen dazu bringt, sich mit den systematischen Beschneidungen ihrer Lebens- und Handlungsmöglichkeiten abzufinden. Sexualität eignet sich nach Freud zur Vermittlung von Schuldgefühlen bzw. als Mittel zur Verinnerlichung von Unterdrückung zum einen infolge ihrer spezifischen Körper-/Ichnähe, zum anderen aber auch deswegen, weil sie nicht den ›imperativen‹ Charakter von Nahrungsbedürfnissen hat, sondern es weitgehend von der persönlichen ›Ichstärke‹ abhängig zu sein scheint, wieweit man durch sie ›getrieben‹ bleibt oder sie zu sublimieren/kultivieren vermag. Beides zusammen macht sie zu einem zentralen Moment individueller Beschämung/Erniedrigung bzw. von Schamgefühlen.

Problematisch finde ich an den Motivationsbüchern vor allem den Teil, wo ich ein kritisch-psychologisches Gegenkonzept zur freudschen Neurosenlehre zu entwerfen suche (Kap. 5.7.4.), weil ich hier nicht von konkreten Problemen ausgehe, sondern eher *from the view of the top* argumentiere. Insbesondere die Reinterpretation des freudschen Kulturträgers als Opportunisten ist fragwürdig. Mit einem solch personalisierenden Begriff ist der Blick auf den gesellschaftlichen Kontext individuellen Handelns, auf den ich ›abstrakt‹ ständig verweise, in viel höherem Maße verstellt als mit dem Begriff des ›Kulturträgers‹. Aussagen wie die, dass man als Individuum ›objektiv‹ zwischen den Interessen der Allgemeinheit und dem Partialinteresse des Kapitals zu entscheiden habe, sind zwar richtig, sehen aber von dem eigentlichen Problem ab, dass diese Interessen nicht offensichtlich, sondern vielfach verdeckt sind und auch das Interesse an ihrer Offenlegung – in Abhängigkeit von der jeweiligen Position innerhalb konkreter Machtkonstellationen und den verfügbaren Handlungsmöglichkeiten – gebrochen ist. Die Rede von der »Einsicht

in die Notwendigkeit einer Veränderung zur Verbesserung allgemeiner und damit eigener Lebensverhältnisse« oder so ähnlich klingt in dieser Abgehobenheit von den verfügbaren Möglichkeiten, ihr zu entsprechen, nicht nur normativ/abschreckend; sie lenkt zugleich von der Aufgabe ab, diese Notwendigkeit im konkreten Kontext aufzuweisen und die vielfältigen Behinderungen, die dem entgegenstehen, auf den Begriff zu bringen.

Solche »abstrakten« Aussagen, die von der Mitverantwortung für die Realisierung erkannter Notwendigkeiten absehen, fördern nicht nur die Abwehr bei jenen, die man auf diese Weise »aufzuklären« sucht, sondern stellen in gewisser Weise selbst eine Abwehr auf Seiten Kritischer Psychologie dar.

Wie beurteilst du deine damalige Auseinandersetzung mit traditionell-psychologischen Theorien zu Emotionen und Motivation aus heutiger Perspektive unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen? Hierzu vielleicht ein Beispiel: Deine Reinterpretation von Schuldgefühlen betont die Bedeutung des (verinnerlichten) Konflikts mit »den Herrschenden« (H.-Osterkamp 1976, 357ff). Du arbeitest das am Beispiel der Unterdrückung sexueller Impulse aus, der du einen zentralen Stellenwert bei der Entstehung von Schuldgefühlen zuweist. Zum einen stellt sich hier die Frage, ob dieser Stellenwert angesichts der in den 60ern und 70ern erkämpften sexuellen Freiheiten – die heute deutlich größer sind als in den 50er Jahren – noch aktuell ist und wenn ja, warum? Zum anderen ist die Frage wie du in diesem Zusammenhang Schuldgefühle, die durch selbstgewählte und nicht durch »die Herrschenden« gesetzte Normen entstehen, fassen würdest? Dies interessiert uns in Bezug auf Sexualität, aber auch vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels und solchen neoliberalen Konzepten wie Selbstaktivierung, Selbststeuerung, Selbstführung etc. Und es ist auch interessant im Kontext innerlinker Diskussion, nicht zuletzt um die sogenannte political correctness.

Da es in Kritischer Psychologie nicht um die Feststellung der »Auswirkungen« von Verhältnissen auf das Handeln der Individuen, sondern um die Notwendigkeit geht, sich im Wissen um deren Auswirkungen auf die subjektive Situation zu den jeweiligen Bedingungen zu verhalten, gelten diese Analysen, sofern sie damals richtig waren, nach wie vor. Anders ausgedrückt: Ändern tun sich bestenfalls die Anlässe, angesichts derer man sich mit der Frage konfrontiert sieht, ob man »bedrohtheitsfixiert« reagiert oder gegenüber Bedingungen handlungsfähig zu werden sucht, die dieses bedrohtheitsfixierte Verhalten nahelegen.

Wieweit Sexualität heutzutage noch als Hebel der Unterwerfung brauchbar ist, weiß ich nicht. Wenn man jedoch berücksichtigt, dass sich Sexualunterdrückung auch als ihr Gegenteil, etwa als Zwang zur sexuellen Leistungs- und Erlebnisfähigkeit bzw. jederzeitigen Verfügbarkeit/Einsatzbereitschaft äußern kann, sind durchaus Zweifel angebracht, ob sie als Unterdrückungsinstrument wirklich ausgedient hat.

Die Zwänge wirken möglicherweise subtiler bzw. ›selbstbestimmter‹; sie äußern sich etwa im Aufwand, den man in die körperliche Fitness/Attraktivität investiert, ohne die man kaum noch Chancen auf dem Markt zu haben scheint. Wie ›frei‹ das eigene Verhalten zur Sexualität ist, kann ohnehin nur jede/r für sich selbst befinden. Kritische Psychologie kann allein auf die Möglichkeit verweisen, dass die Vorstellung freier Sexualität und individueller Selbstbestimmung eher auf Verdrängung der vielfältigen Zwänge und Behinderungen beruht, als dass sie der Realität entspreche.

Die Rede von Schuldgefühlen als verinnerlichten Konflikten mit den Herrschenden ist ebenfalls sehr abstrakt. Bereits in den Motivationsbüchern habe ich ›Schuldgefühle‹, so weit ich mich erinnere, als Wissen um den Selbstverrat diskutiert, den jede Unterwerfung unter restriktive Verhältnisse bedeutet. Aber auch die Entfremdung von den eigenen Bedürfnissen als Grundlage von Schuldgefühlen fasst das Problem zu kurz, weil damit die ›laterale‹ Ebene, d.h. die Auswirkungen dieser Selbstentfremdung auf die Beziehungen zu den jeweils anderen sowie deren Rückwirkung auf die eigenen Lebens- und Handlungsmöglichkeiten ausgeblendet bleiben.

Bei der Frage, wie ich Schuldgefühle fassen würde, die durch selbstgewählte Normen entstehen, hätte ich eher die Gegenfrage, ob der Begriff ›selbstbestimmte Norm‹ nicht ein Widerspruch in sich ist. Das subjektwissenschaftliche Problem besteht ja gerade darin, dass durch die Verinnerlichung herrschender Normen diese als ›selbstbestimmt‹ erscheinen, sodass eine wesentliche Aufgabe wäre, die Zwänge, Bedrohungen und Verunsicherungen, die dem eigenen Handeln möglicherweise zugrundeliegen, bewusst zu machen, um sich zu ihnen verhalten zu können, statt durch sie bestimmt zu bleiben. ›Idealerweise‹ engagiere ich mich doch nicht für irgendwelche Ziele, weil andere es von mir erwarten und/oder es öffentliche Anerkennung bringt. Ich engagiere mich vielmehr für etwas, was für mich persönlich wichtig ist oder weil ich einen Zustand überwinden will, den ich als unerträglich empfinde. Wenn aber etwas für mich persönlich notwendig ist, versuche ich ohnehin mein Bestes zu geben; wenn das nicht ausreicht, habe ich keine ›Schuldgefühle‹, sondern suche andere Wege bzw. weitere Verbündete. Nur wenn das Engagement nicht selbst-, sondern fremdbestimmt ist, ist die Verpflichtung auf Normen erforderlich. Anders herum ausgedrückt: Schuldgefühle verweisen darauf, dass ich Ziele nicht um ihrer selbst willen, sondern aus ›defensiven‹ Gründe, um der unmittelbaren Anerkennung, Zugehörigkeit etc. willen übernommen habe. Unter diesen Voraussetzungen wird ihr Scheitern für mich nur in dem Maße zum Problem werden, wie ich befürchten muss, persönlich dafür verantwortlich gemacht zu werden, und es hat sich für mich erledigt, sobald es mir gelungen ist, andere verantwortlich zu machen.

Nach Freud sind Normen erforderlich, wo man nicht von sich aus entsprechend handeln würde. Man läuft mit der Übernahme solcher Begriffe Gefahr, ›bewusstlos‹ der Vorstellung von der ›Asozialität‹ der Menschen aufzusitzen, die durch ein entsprechendes Normen- und Strafsystem einzudämmen ist. Anders ausgedrückt: Die Gefahr ist, dass man ein Verhalten, das einem aufgenötigt ist, normalisiert, d. h. den Umstand, dass wir unter den gegebenen Bedingungen jede Menge ›Schuldgefühle‹ haben, als selbstverständlich akzeptiert oder gar noch eine Tugend daraus zu machen sucht, statt ihn auf seine realen Voraussetzungen und Implikationen hin zu analysieren.

Wieweit Schuldgefühle mit ›political correctness‹ zusammenhängen, weiß ich nicht. Zumindest liegt der Verdacht nahe, dass hinter der Besorgnis um die ›humanere‹ Bezeichnung diskriminierter Gruppen die Mitverantwortung für die Überwindung ihrer strukturellen Ausgrenzung, die den verbalen Abwertungen zugrundeliegt, aus dem Blick gerät. Die Diskrepanz zwischen Reden und Handeln ist uns kurz nach der ›Wende‹ bei einem Kollegen aus der ehemaligen DDR deutlich geworden, der ohne jedes Unrechtsbewusstsein von »Zigeunern« sprach, die sich bis in ihre Datschengegend verirrt hätten, es zugleich aber für normal hielt, sie zum Kaffeetrinken einzuladen. Dennoch durchzuckt es mich nach wie vor, wenn Leute von »Zigeunern« oder »Asylanten« reden.

Die Bemühungen um ›political correctness‹ lassen sich mit Schuldgefühlen möglicherweise insofern zusammendenken, als beide als Ersatzhandlungen gesehen werden können, die eher zur Beschwichtigung des eigenen Gewissens dienen, als dass sie im Interesse der ›Anderen‹ wären. Zu solchen Ersatzhandlungen kommt es, wenn man die Unverantwortbarkeit der jeweiligen Zustände erkennt, ohne sich jedoch in der Lage zu sehen, diese zu ändern. Die Betonung der metasubjektiven Dimension menschlicher Handlungsfähigkeit kann somit als ein wesentlicher Beitrag zur Überwindung von Schuldgefühlen und den vielfältigen Formen ihrer Beschwichtigung angesehen werden.

Uns würde, um das Thema des zweiten Bandes noch einmal aufzugreifen, sehr interessieren, welchen Einfluss deine Freud-Rezeption auf die Entwicklung der Kritischen Psychologie gehabt hat, und wie du die Bedeutung der freudschen Psychoanalyse für die Kritische Psychologie heute bewertest.

Ich denke, dass die Entwicklung einer Subjektwissenschaft ohne die freudsche Theorie nicht möglich ist. Mein Problem ist eher, dass innerhalb Kritischer Psychologie dieser Auffassung zwar nirgends widersprochen ist, und sie somit allgemein anerkannt zu sein scheint, sich dies jedoch kaum in konkreten Analysen niederschlägt. Insbesondere Abwehr ist im Rahmen subjektwissenschaftlicher Forschung von zentraler Bedeutung. Die Notwendigkeit ihrer Berücksichtigung ist in gewisser

Weise von vornherein in kritisch-psychologischer Begrifflichkeit angelegt, so etwa in der Betonung des prinzipiellen Zusammenhangs von Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten: Ich kann ›kritische‹, zur Veränderung drängende Erkenntnisse nur soweit zulassen, wie ich ihnen entsprechen kann. Mit dem Begriff der »Möglichkeitenbedingungen für Erkenntnis« hat Klaus bereits 1972 auf die Notwendigkeit verwiesen, über die jeweiligen Erkenntnisse hinaus die Möglichkeit ihrer Realisierung in den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess einzubeziehen (258).

Die Vernachlässigung von Abwehr hängt möglicherweise auch damit zusammen, dass sie nicht ›objektiv‹ fassbar ist und sich damit gemäß herrschendem Verständnis wissenschaftlicher Analyse entzieht, als ›persönliches‹ Problem in den therapeutischen Zuständigkeitsbereich fällt. Vom Subjektstandpunkt aus stellt sich hingegen die Aufgabe, Abwehr zu entpersonalisieren, indem man die ihr zugrundeliegenden Zwänge und Behinderungen ›objektiviert‹, und sie damit als allgemeines Problem individueller Selbstentfremdung und Selbstentmächtigung erkennbar werden lässt. Mit der Klärung der Bedingungen, die zur Abwehr nötigen, wird zugleich die metasubjektive Verantwortung für ihre Überwindung sichtbar. In aktualempirischer Forschung wären dann die Bedingungen und Formen aufzudecken, unter und in denen man sich gegenseitig daran hindert, diese Verantwortung wahrzunehmen. Eine wesentliche Behinderung besteht aber darin, dass man Abwehr nur bei den jeweils anderen vermutet.

Ende der 70er Jahre wurde das Forum Kritische Psychologie mit Klaus Holzkamp als Herausgeber gegründet, in dem in den nächsten Jahren viele weitere Arbeiten von dir erschienen (u. a. z. B. eine sehr lesenswerte Analyse von Autobiografien einiger NationalsozialistInnen; H.-Osterkamp 1982). Siehst du selbst einen roten Faden, der deine Arbeiten zur Motivation und dein nächstes großes Projekt, die theoretische Beschäftigung mit Rassismus und die subjektwissenschaftliche Forschung in Flüchtlingswohnheimen (vgl. Osterkamp 1996), verbindet? Wie bist Du dazu gekommen, dich (erstmal Mitte der 80er Jahre) mit Rassismus auseinanderzusetzen?

Ich sehe durchaus einen roten Faden. Die Analysen beschäftigen sich mit den vielfältigen Formen, in denen man sich der Wirklichkeit eigenen Handelns gegenüber abzuschirmen sucht, wenn man sich durch deren Wahrnehmung zu einem Handeln genötigt sähe, mit dem man die relative Machtposition bzw. das Vertrauen jener, denen man diese Position zu verdanken hat, riskieren könnte. Es geht um die Analyse des ›Einsatzes‹ von Gefühlen zur Überlagerung des Wissens um die Unverantwortbarkeit eigenen Tun und Lassens. Je unübersichtlicher die Unmenschlichkeit der Verhältnisse ist, die man mit dem eigenen Handeln stützt, umso deutlicher wird dies. Prototypisch für eine solche ›emotionale Konfliktlösung‹ ist z. B. Höß [der Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz], wenn er in den

poetischsten Formen die innere Aufgewühltheit schildert, die er beim Anblick der von ihm organisierten Vergasungen ›unbrauchbarer‹ Menschen erfuhr, und diese der ›Abgebrühtheit‹ der Sonderhäftlinge gegenüberstellt, die noch beim ›Leichenschleppen‹ gegessen und geraucht hätten. Das Problem ist auch hier, dass solche Analysen kaum weiterführen, wenn man daraus nur die persönliche Abartigkeit Höß' liest, statt sich mit den ›normalen‹ Formen einer solchen Problembewältigung auseinanderzusetzen.

Nebenbei oder auch zusammenhängend damit: Unsere Untersuchungen über die Arbeits- und Lebensbedingungen in Flüchtlingswohnheimen zielten nicht darauf ab, eine neue Theorie des ›Rassismus‹ zu liefern. Wie der Untertitel »Gegenseitige Schuldzuweisung statt Solidarität« andeutet, geht es vielmehr um die vielen Formen der »Selbstentmächtigung«, die die übliche Praxis impliziert, für die Probleme und deren Überwindung die jeweils anderen verantwortlich zu machen. Ein wesentliches Ergebnis dieser Untersuchungen war die Erkenntnis der Beschränktheit unserer anfänglichen Vorstellungen davon, was unter ›Rassismus‹ zu verstehen ist. Sie gingen an der Einschätzung der Situation durch die Flüchtlinge voll vorbei. Dies zeigte sich nicht zuletzt darin, dass deren Vorwürfe auch MitarbeiterInnen trafen, die sich auf unterschiedlichen Ebenen für die Verbesserung der Situation der AsylbewerberInnen einsetzten und in unseren Augen somit alles andere als ›rassistisch‹ dachten und handelten. Damit war zugleich auf die Notwendigkeit verwiesen, sich über die reale Begründetheit der unterschiedlichen Vorstellungen zu verständigen. In intensiven Diskussionen mit den verschiedenen Parteien – Flüchtlingen und MitarbeiterInnen der verschiedenen Sparten und Ebenen – gelang es ansatzweise einen Meta-Standpunkt, d. h. ein umfassenderes Problemverständnis zu erarbeiten, von dem aus die Standortgebundenheit/Beschränktheit der jeweils eigenen Sicht erkennbar wurde. Damit wurden zugleich als gemeinsames Problem die objektiven/subjektiven Schwierigkeiten deutlich, die Diskrepanz zwischen den Vorstellungen, die man vom eigenen Handeln hat, und dessen Wirklichkeit aus Sicht der jeweils anderen zur Kenntnis zu nehmen. Auf dieser ›verallgemeinerten‹ Verständigungsebene stellte sich zudem die ›theoretische‹ Frage, wieweit der Begriff ›Rassismus‹, den man in der Regel nur zur Kennzeichnung des Handelns anderer gebraucht, die Zusammenhänge unter Umständen eher verstellt, zu deren Erfassung er gedacht ist.

Auch in diese Untersuchungen sind wir – das ist möglicherweise charakteristisch für subjektwissenschaftliche Forschung – mehr oder weniger zufällig reingestolpert: über einen ehemaligen Doktoranden von Klaus, der in einem solchen ›Heim‹ gelandet war und für die Unerträglichkeit der Situation die ›rassistische‹ Haltung der MitarbeiterInnen verantwortlich machte. Da wir (die Gruppe, die sich 1983 auf dem »Kongress Wissenschaftler gegen Ausländerfeindlichkeit‹ gebildet hatte)

ohnehin mit der ›Ausländerfrage‹ beschäftigt waren, schien es selbstverständlich zu sein, dass wir es übernahmen, den Problemen auf den Grund zu gehen. Die erste Überraschung war, dass die Beschäftigung mit der Immigrations-/Integrationsproblematik, mit der wir aufgrund der Gruppenzusammensetzung (bis auf mich waren alle in der einen oder anderen Weise direkt von ihr persönlich betroffen) im Wesentlichen beschäftigt waren, keineswegs schon ein größeres Wissen/Verständnis hinsichtlich der Asylproblematik implizierte. Die beiden Bereiche schienen weitgehend isoliert nebeneinander zu bestehen.

Die Untersuchungen zogen sich über zehn Jahre hin, ohne dass sie zu einem eindeutigen Abschluss gekommen wären – wobei sich zugleich die Frage stellt, inwieweit ein solcher ›Abschluss‹ vom Subjektstandpunkt überhaupt denkbar ist. Möglicherweise ist die Hoffnung auf ›endgültige‹ Klärungen eher das Problem. Wenn es nicht darum geht, vorgegebenen Zielen, Werten, Normen zu entsprechen, sondern um die Notwendigkeit, sie auf ihre subjektive Bedeutung und Verantwortbarkeit hin zu überprüfen, kann es, denke ich, ›eindeutige‹ Klärungen/Ergebnisse prinzipiell nicht geben. Die ›Offenheit‹ der Ergebnisse hängt auch damit zusammen, dass deren subjektive Bedeutung nur von den an ihr Beteiligten eingeschätzt werden kann und diese Einschätzung sich zudem häufig im Laufe der Zeit ändert. Für mich persönlich bedeuten diese Untersuchungen einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung Kritischer Psychologie – wobei uns allerdings bis heute noch nicht gelungen zu sein scheint, dies auch für andere deutlich zu machen, sonst würden wir kaum immer wieder als (unzulängliche) ›Rassismuforschung‹ abgetan.

Das ›Revolutionäre‹ an ihnen ist, dass sie ›von unten‹ angelegt sind, ›Auftraggeber‹ jene waren, die es normalerweise zu erforschen gilt. Dieser ›Perspektivenwechsel‹ führte auch dazu, dass die DRK-Leitung, nachdem sie unser Konzept gelesen hatte, ihre ursprüngliche Zustimmung zur Durchführung der Untersuchungen im DRK-Rahmen zurückgezogen hat. Sie hat dann diese Rücknahme wieder zurückgenommen, als wir klarmachen konnten, dass wir in der Zwischenzeit – über Kontakte mit ÖTV-KollegInnen, die in den Heimen arbeiteten – die Voraussetzungen geschaffen hätten, um die Untersuchungen auch ohne ihre Zustimmung und damit jenseits ihrer Einflussmöglichkeiten durchführen zu können.

An deinen Veröffentlichungen zum Thema Rassismus haben sich Debatten entzündet (vgl. Fried 2002, Osterkamp u. a. 2002), die nach den Diskussionen um Missbrauch noch einmal verdeutlicht haben, dass eine Reihe von theoretischen Differenzen innerhalb der Kritischen Psychologie – und gerade auch zwischen dir und Morus [Markard] – bestehen. Sie betreffen u. a. das Verantwortungskonzept und den Stellenwert gesellschaftstheoretischer Analysen für die Subjektwissenschaft. Wir möchten diese Debatten hier beispielhaft anhand des Konzepts der Selbstfeindschaft aufgreifen. Morus stellt dazu

die Frage, ob »die bürgerliche Gesellschaft eine Struktur besitzt, in der sich das sog. Arrangement mit den Herrschenden für eine hinreichend große Menge von Menschen lohnt – relativ im Verhältnis zu politischen Auseinandersetzungen, so dass letztlich dort von Selbstfeindschaft in einem biografisch sinnvollen Sinne kaum geredet werden kann« (Markard 1997, 169). Weiter führt er aus: »Ob ein Arrangement selbstfeindlich ist, ist eine lagespezifische und auch individuell politisch-ideologische Frage, die jeweils – subjektwissenschaftlich – zu analysieren ist, wobei man unter bedeutungsanalytischen Gesichtspunkten aktuelle gesellschaftliche Belohnungs- und Ideologiesysteme kennen muss. [...] Die Feststellung, der Verzicht auf den Kampf um eigene Lebensansprüche habe immer katastrophale Folgen [dies ist auf eine Äußerung von dir gemünzt], trifft, sofern sie empirisch gehaltvoll ist, nur unter der Voraussetzung zu, dass man überhaupt Lebensansprüche hat, die man im Kampf gegen sog. Herrschende durchsetzen muss.« (Ebd.) Sein Fazit lautet: »Die Frage nach der Selbstfeindschaft oder -schädigung ist [...] eine – zwar kategorial veranlasste, aber – empirisch offene Frage« (169f). Wieweit kannst du diesen Überlegungen folgen bzw. was wäre Deine Gegenposition?

Dass die Frage nach »Selbstfeindschaft« oder »Selbstentmächtigung« – ein Begriff der mir treffender zu sein scheint – eine »kategorial veranlasste, aber empirisch offene« Frage ist, ist klar. Die zentrale Frage ist, von welchem Standpunkt aus man diese zu beantworten sucht. Die Spezifik kritisch-psychologischer Begrifflichkeit besteht darin, dass sie diese Frage überhaupt aufwirft. So bringt etwa das Kategorienpaar der restriktiven/verallgemeinerten Handlungsfähigkeit die *Möglichkeit* auf den Begriff, in der Art und Weise, wie man die eigene Position/Handlungsfähigkeit zu sichern sucht, Verhältnisse zu bestätigen, unter denen diese prinzipiell gefährdet ist. Die Behauptung, dass es eine hinreichend große Menge von Menschen gibt, für die das Arrangement mit den herrschenden Verhältnissen lohnend ist und bei denen somit von Selbstfeindschaft keine Rede sein kann, bleibt allerdings selbst im Rahmen restriktiver Handlungsfähigkeit. Die Befangenheit im herrschenden Denken drückt sich ja gerade in dieser Menscheneinteilerei aus, die stets von denen vorgenommen wird, die dabei auf der »guten« Seite landen. Da subjektwissenschaftliche Forschung per definitionem nicht auf Umerziehung anderer aus ist, sondern sich nur an Leute wendet, die sich durch die gegebenen Verhältnisse gehindert sehen, gemäß erkannten Notwendigkeiten zu handeln, und ein entsprechendes Interesse an deren Überwindung haben, stellt sich eher die Frage nach der Funktion, die solche Statements haben.

Kurz zur »Missbrauchsdiskussion«: Diese hat die FKP-Redaktion nicht zuletzt deshalb gespalten, weil sie abgebrochen wurde, wo sie in subjektwissenschaftlicher Perspektive zu beginnen hätte, nämlich bei der Verständigung über die reale Begründetheit der unterschiedlichen Standpunkte, von denen aus man das Problem

sieht: des potenziell zu Unrecht angeklagten Mannes oder ›missbrauchter‹ Frauen, die sich unter den Generalverdacht gestellt sehen, nur vorzugeben ›missbraucht‹ worden zu sein, um sich irgendwelche Vorteile zu verschaffen. Klaus hat ja versucht, die Ebene der sozialen Selbstverständigung in die ›Missbrauchsdebatte‹ einzubringen. Aus der Festgefahrenheit dieses Gegeneinanders kommt man nur heraus, wenn es einem gelingt, eine Wissenschaftssprache zu entwickeln, bei der die Anerkennung der Begründetheit der Position der jeweils anderen nicht gleichbedeutend mit der Abwertung der eigenen Position ist. Eine solche Logik gilt allein für den Außenstandpunkt; vom Subjektstandpunkt hingegen ist die Anerkennung der realen Begründetheit der Sichtweise der jeweils anderen Voraussetzung, um über die bestehenden Verhältnisse hinaus denken und handeln zu können.

Nach Klaus Holzkamps Tod hast du dessen letztes Projekt aufgegriffen, die theoretischen Grundlagen der Kritischen Psychologie unter dem Gesichtspunkt »bewusster Lebensführung« bzw. »sozialer Selbstverständigung« neu zu durchdenken (vgl. z. B. Osterkamp 2001, Forschungsgruppe Lebensführung 2003, 2004). Was sind aus deiner Sicht die zentralen Punkte, die das Projekt charakterisieren?

»Lebensführung« war ein Projekt, für das Klaus die nächsten zehn Jahre angesetzt hatte. Er greift damit auf eine Erkenntnis zurück, die er schon 1970 formuliert hat: Nämlich, dass Kriterium für die Relevanz psychologischer Forschung nicht irgendwelche wissenschaftsinternen/methodischen Standards, sondern allein das »tägliche Leben« sein könne. Da zur damaligen Zeit der Subjektstandpunkt noch nicht entwickelt war, kam er jedoch zu dem Ergebnis, dass sich das Alltagsleben als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung nicht eigne, weil ihm das einheitsstiftende Moment fehle, d. h. nicht auszumachen sei, was die vielen täglichen Leben verbinde, sodass man auch nicht zu einem ›allgemeinen‹ täglichen Leben als Bezugsrahmen für die Relevanz psychologischer Forschung kommen könne (117ff). Im Lebensführungstext zieht er diese Frage vom Subjektstandpunkt auf, indem er von der subjektiven Notwendigkeit ausgeht, diese ›Einheit« – als Voraussetzung selbstbewussten Handelns – selbst zu schaffen, d. h. angesichts der Vieldeutigkeit der Realität zu einer ›eindeutigen‹ Lebens-/Handlungsausrichtung zu kommen, bei der man einigermaßen sicher sein kann, mit dem, was man tut, nicht eher zu verhindern, was man zu erreichen hofft. Diese Ausrichtung steht quer zur Praxis, den ›Bedingungs-Bedeutungs-Begründungszusammenhang‹ linear von oben herab zu interpretieren, der zufolge den jeweils anderen zunächst das adäquate Bezugssystem zu vermitteln ist, bevor eine ›Verständigung‹ mit ihnen als möglich erscheint.

Die Frage, wie man angesichts der Komplexität und Widersprüchlichkeit der Probleme entscheidungs- und handlungsfähig wird, ist dabei, wie Klaus betont, in subjektwissenschaftlicher Perspektive weniger fruchtbar als die ›dynamische‹ Frage

danach, unter welchen Voraussetzungen man sich zu Entscheidungen verhalten kann, die man bereits im Handeln realisiert hat, die zu einer Realität geführt haben, aus der man nicht einfach aussteigen kann, wenn einem deren Unverantwortbarkeit bewusst wird. Diese Problematik ist im Wesentlichen im Zusammenhang mit dem Verhalten der Menschen im Faschismus diskutiert worden.

Wie siehst du deine Arbeit mit den Lebensführungsgruppen vor dem Hintergrund der subjektwissenschaftlichen Wende wie sie in der »Grundlegung« vollzogen (oder begonnen) wurde?

Wieder: Ich habe Schwierigkeiten mit dem Begriff ›Wende‹. Die »Grundlegung« ist weder der Beginn noch Vollzug dieser Wende. Das ›Neue‹ in ihr besteht darin, dass sie über die ›Verallgemeinerung‹ der Ergebnisse der verschiedenen kritisch-psychologischen Analysen ein Kategoriensystem erarbeitet hat, welches in der weiteren Forschung zu berücksichtigen und weiterzuentwickeln ist.

Die Forschungsgruppen zu »Lebensführung« unterscheiden sich von den Untersuchungen über die Lebens- und Arbeitsbedingungen in Flüchtlingswohnheimen vor allem darin, dass nur ›Kritische PsychologInnen‹ beteiligt sind. Ausgangspunkt und ›gemeinsames Problem‹ dieser Gruppen ist, dass die Vorstellungen darüber, was unter Kritischer Psychologie zu verstehen und wie mit ihr umzugehen ist, durchaus unterschiedlich/widersprüchlich sind. Die primäre Aufgabe besteht somit darin, im Prozess sozialer Selbstverständigung die unterschiedlichen Deutungen Kritischer Psychologie auf ihre jeweiligen Prämissen und Implikationen hin zu analysieren. Dies schließt die Auseinandersetzung mit der Gefahr ein, kritisch-psychologische Begrifflichkeit dadurch um die ihr eigene »empirische Erkenntnisdistanz« (Holzkamp 1996, 86) zu bringen, dass man sie gemäß den aktuellen Möglichkeiten, ihr zu entsprechen, zurechtzubiegen sucht. Damit ist zugleich die Frage angesprochen, welche Funktion Kritische Psychologie für die eigene Daseinsbewältigung hat: Dient sie zur Analyse der Wirklichkeit eigenen Denkens/Handelns oder aber zum Ausweis geistig-moralischer Überlegenheit gegenüber anderen? Die Gefahr der Instrumentalisierung Kritischer Psychologie für persönliche Zwecke/Ambitionen, die zugleich ihre Dogmatisierung erfordert, ist umso größer, je weniger man sich mit ihr auseinandersetzt.

Was sind die wichtigsten Erkenntnisse, die ihr bisher herausarbeiten konntet bzw. welche Impulse für eine weitere Entwicklung der Kritischen Psychologie würdest du aus der bisherigen Arbeit heraus stark machen wollen?

Die Erkenntnisse sind in dem Sinne ›negativ‹, als sie auf das verweisen, was noch zu leisten wäre. Die wichtigste Erkenntnis ist, dass die Aufgabe, für deren Bewältigung kritisch-psychologische Begrifflichkeit entwickelt wurde, noch weitgehend vor uns steht: Die Analyse der Behinderungen, die der Realisierung ›kritischer«

Erkenntnisse entgegenstehen. Die Verständigung über diese Behinderungen ist aber, wie sich in den mittlerweile ebenfalls mehr als ein Jahrzehnt bestehenden Lebensführungsdiskussionen zeigt, vielfach begrenzt – insbesondere infolge der Blindheit gegenüber der Beschränktheit/Restriktivität des jeweils eigenen Denkens/Handelns und der Selbstverständlichkeiten, die uns daran hindern, diese überhaupt wahrzunehmen. Dazu gehören die vielen Formen, in denen man von vornherein vermeidet, die Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln zur Kenntnis zu nehmen – unter anderem dadurch, dass man dem Wissen darum, dass kritisch-psychologische Begrifflichkeit allein zur Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit des jeweils *eigenen* Handelns gedacht ist, dadurch zu entsprechen sucht, dass man von der Position jener herab, die diese Erkenntnisdistanz bereits gewonnen zu haben meinen, *andere* zur Analyse des ›Prämissen-Gründe-Zusammenhangs‹ ihres Handelns zu bewegen/motivieren sucht.

Zu den Problemen, mit denen wir uns ständig herumschlagen, gehört die Vorstellung, auf Seiten derer zu stehen, an denen sich die jeweils anderen zu orientieren haben, der zufolge die Möglichkeit, die Subjektivität anderer zu verletzen, von vornherein nicht in den Blick gerät. Klaus hat diese defensiv/restriktive Haltung als »zentrierten Beziehungsmodus« auf den Begriff gebracht und als allgemeinen Ausgangspunkt subjektwissenschaftlicher Forschung bestimmt. Kennzeichnend dafür seien die »Ausgrenzung, Unterdrückung, Ignorierung, Missachtung der Lebens- und Verfügungsinteressen anderer« (vgl. 1996, 101f), die in der »Unumkehrbarkeit« der Beziehungen zum Ausdruck kämen, der zufolge man gar nicht erst auf die Idee kommt, dass die jeweils anderen einem in der herablassend-aufklärerischen Haltung begegnen könnten, die man sich selbst wie selbstverständlich ihnen gegenüber herausnimmt. Die »Kreisförmigkeit« aller auf Bestätigung/Rechtfertigung eigenen Handelns ausgerichteter Diskussionen blockiert von vornherein jede Möglichkeit zur »gemeinsame(n) Entwicklung themenbezogener wissenschaftssprachlicher Reflektiertheit« als zentralem Ziel subjektwissenschaftlicher Forschung, bei der man letztlich zwar ebenfalls noch über das Gleiche wie am Anfang redet, »aber auf einem höheren Niveau der Selbstreflexion und des Gegenstandsbezuges« (Holzkamp 1996, 106).

Für mich ist die Abwehr des Machtaspekts des jeweils eigenen Handelns das zentrale Problem subjektwissenschaftlicher Forschung. Da Abwehr jedoch per definitionem weder vom Außenstandpunkt zu erfassen noch von den jeweils einzelnen Abwehrenden zu überwinden ist, hat es wenig Sinn, sich für Abwehranalysen – quasi als Bestandteil kritisch-psychologischer Methoden – »stark zu machen«. Anders ausgedrückt: In subjektwissenschaftlicher Perspektive geht es allein um die *Möglichkeit*, dass man abwehren könnte. Sobald man diese negiert oder bestenfalls »an sich« zulässt, aber im konkreten Fall negiert, ist jede soziale Selbstverständigung blockiert. Generell kann Kritische Psychologie nur »kritisch« werden, wenn die

Veränderungsnotwendigkeiten subjektiv/praktisch, d. h. über die erfahrene ›Unverantwortbarkeit‹ eigenen Handelns vermittelt sind. Diese kann ich mir wiederum nur in dem Maße eingestehen, wie ich nicht allein damit stehe, sondern reale Alternativen sehe, d. h. mit ihrer Objektivierung zugleich auch die allgemeine Verantwortung für die Überwindung von Bedingungen erkennbar wird, die mir ein Handeln aufnötigen, das ich nur in Negierung der Subjektivität anderer rechtfertigen kann.

Welche Rolle spielt im Lebensführungsprojekt die empirische Arbeit in verschiedenen Forschungsgruppen, und welchen Stellenwert hat die Entwicklung von speziellen Methoden? Kannst du eure Vorgehensweise kurz skizzieren?

Auch hier ist die Frage, was ihr unter ›Methode‹ versteht. Wir haben unsere ›Methoden‹ – allem voran soziale Selbstverständigung und Perspektivenverschränkung – in unterschiedlichen Zusammenhängen darzustellen versucht. Das Problem ist, dass sie offensichtlich nicht als solche wahrgenommen werden, weil sie quer zum herrschenden Methodenverständnis stehen.

Soziale Selbstverständigung und Perspektivenverschränkung sind – was möglicherweise generell für subjektwissenschaftliche Forschung zutrifft – Methode und Gegenstand des Erkenntnisinteresses zugleich: Nur in Verständigung mit anderen, die vom eigenen Handeln betroffen sind, ist es möglich, dessen Wirklichkeit zu erfassen, und zugleich ist diese Verständigung gegen vielfache Behinderungen durchzusetzen, die es auf den Begriff zu bringen gilt, um sich gezielt mit ihnen auseinandersetzen zu können, statt durch sie bestimmt zu bleiben. Man kann die Behinderung sozialer Selbstverständigung wiederum nur erfahren, wenn man einen Begriff von ihrer subjektiven Notwendigkeit hat und sie nicht als übliche Form der Kommunikation missversteht, bei der jede/r die jeweils anderen auf die eigene Linie zu bringen sucht.

Wenn man die Probleme nicht gemäß den verfügbaren Methoden auswählt/zurechtstutzt, sondern den Anspruch hat, sie aus den Problemen heraus zu entwickeln, kann Kriterium für die Angemessenheit der jeweiligen Forschungsmethoden nur das Ausmaß sein, in dem sie zum Verständnis der Wirklichkeit eigenen Handelns beitragen. Wenn ich im Prozess sozialer Selbstverständigung etwas begriffen habe, das neues Licht auf die Probleme wirft, meinen Horizont erweitert, brauche ich keine äußere Instanz, die mir dies zusätzlich bestätigt oder mich auf irgendeiner Rangreihe des Erkenntnisgewinns verortet.

Was sind deines Erachtens Grundprinzipien subjektwissenschaftlicher Forschung? Gibt es – in Anlehnung an Debatten, die in der qualitativen Forschung in den letzten Jahren

an Gewicht gewinnen – so etwas wie ›Mindeststandards‹ für subjektwissenschaftliche Forschung?

Das knüpft an die obigen Ausführungen an. Die Frage ist auch hier, was ihr unter Mindeststandard versteht bzw. welche Mindeststandards euch vorschweben. Die Ausrichtung auf ›Mindeststandards‹ ist m.E., wie Klaus am schulischen Lernen veranschaulicht hat, für den Umgang mit fremdbestimmten Zielen charakteristisch. Wenn es um Klärung von Problemen geht, an denen ich selbst interessiert bin, bin ich auf ein ›maximales‹ Verständnis aus – wobei die subjektwissenschaftliche Frage wäre, wie dieses zu gewinnen ist. Absolute Voraussetzung dafür ist die Anerkennung der Begründetheit allen Handelns, wie abstrus einem dies auch erscheinen mag. Sowie man diese in Frage stellt, fällt man auf den Außenstandpunkt zurück; die zentrale Aufgabe wäre demzufolge, sich über die reale Begründetheit dieses Zurückfallens wie auch dessen weitere Implikationen zu verständigen.

Eure Fragen sind für mich ›Empirie‹, zu der ich mich verhalte, indem ich ihre Prämissen hinterfrage und auf die Möglichkeit verweise, dass ihr Selbstverständlichkeiten fortschreibt, die im Interesse eures eigenen Anliegens zu hinterfragen wären. Ich verhalte mich zu ihnen dadurch, dass ich Antworten auf sie zu finden bzw. mein Unbehagen an ihnen auf den Begriff zu bringen suche, wobei im Prozess sozialer Selbstverständigung die Position zu klären wäre, von der aus man die Probleme jeweils sieht. Das Primat der Theorie gegenüber der Praxis besteht insofern, als man die Realität immer durch die verfügbare Begrifflichkeit wahrnimmt. Diese Begrifflichkeit bleibt jedoch im Rahmen herrschenden Denkens, wenn man sie nicht auf ihre praktische Relevanz hin überprüft. Das hat aber wiederum zur Voraussetzung, dass man sich auf die komplexen und widersprüchlichen Zusammenhänge einlässt und nicht vorab über sie und die notwendigen Methoden, wie sie zu analysieren sind, Bescheid zu wissen meint.

Bei den Lebensführungsgruppen geht es somit nicht darum, Orientierungen für ein ›kritisches‹, ›verantwortbares‹ etc. Leben zu erarbeiten, sondern um die Entwicklung eines ›metasubjektiven Verständigungsrahmens‹, innerhalb dessen man die Problematik eigenen Handelns zur Sprache bringen kann, ohne befürchten zu müssen, im Regen stehen gelassen zu werden, weil die jeweils anderen eifertig betonen, dass sie über die Probleme, die man mühselig auf den Begriff zu bringen sucht, falls sie sie jemals hatten, schon längst hinweg sind. Nur wenn diese Haltung als das eigentliche Problem begriffen ist, wird es möglich sein, wie Klaus (1972, 275) es formuliert, über die gedankliche Explikation gesellschaftlicher Zusammenhänge ›Gewusstes‹ zu ›Bewusstem‹ ›Bekanntes‹ zu ›Erkanntem‹ zu machen, von der ›Vorstellung‹ einer Sache zu ihrem ›Begriff‹ aufzusteigen.

Vor welchen Aufgaben steht die Kritische Psychologie bzw. subjektwissenschaftliche Forschung aus deiner Sicht aktuell, und welchen Behinderungen, Widerständen, Konflikten steht sie gegenüber?

Die wesentliche Aufgabe ist für mich, die Arbeit weiterzuführen, die Klaus Holzkamp begonnen hat, das heißt eine Wissenschaftssprache zu entwickeln, die es ermöglicht, sich zur Wirklichkeit eigenen Handelns und den vielen Zwängen, diese abzuwehren, zu verhalten. Die Frage, wie die empirische Erkenntnisdistanz zum eigenen Handeln und den diesem zugrundeliegenden Prämissen-Begründungszusammenhängen zu gewinnen ist, hat sich, wie Klaus betont, als eine der schwierigsten Aufgaben des gesamten subjektwissenschaftlichen Ansatzes erwiesen (1996, 79). Sie wird sich m.E. nur beantworten lassen, wenn wir uns in praktischer Realisierung des ›Wissens‹ um den prinzipiellen Zusammenhang von Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten auf die ›Möglichkeitenbedingungen für Erkenntnis‹ konzentrieren. Zu den Möglichkeitenbedingungen gehört vor allem, die Spaltung zwischen Theorie und Praxis zu überwinden, und das heißt für ›Theorie‹ vor allem, mit der herrschenden Vorstellung zu brechen, von einer entwickelteren Problem-sicht aus das Handeln anderer anleiten und kontrollieren zu müssen.

Literatur

- Autorenkollektiv am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin, 1971: *Schülerladen Rote Freiheit. Analysen, Dokumente, Protokolle*, Fischer Frankfurt/M
- Forschungsgruppe Lebensführung, 2003: Thesen zum Problem sozialer Selbstverständigung, in: *Forum Kritische Psychologie* 46, 143–148
- Dies., 2004: Zum Verhältnis von Selbsterkenntnis, Weltwissen Handlungsfähigkeit in der Subjektwissenschaft, in: *Forum Kritische Psychologie* 47, 4–38
- Fried, Barbara, 2002: Zur Relevanz gesellschaftstheoretischer Analysen für die aktualempirische Forschung der Kritischen Psychologie – am Beispiel Rassismus, in: *Forum Kritische Psychologie* 44, 118–151
- Grüter, Barbara, Wolfgang Maiers und Morus Markard, 1977: Zum Verhältnis von demokratischer Studienreform, Mitbestimmung und Wissenschaftsentwicklung. In: K. H. Braun u. Kl. Holzkamp (Hg.), *Kritische Psychologie. Bericht über den 1. Internationalen Kongreß Kritische Psychologie Bd. 1*, Pahl-Rugenstein Köln, 233–252
- Holzkamp, Klaus, 1970: Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie. in: *Zeitschrift für Sozialpsychologie* 1, 5–21 u. 109–141

- Ders., 1972: *Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten*, Fischer Frankfurt/M
- Ders., 1983: *Grundlegung der Psychologie*, Campus Frankfurt/M-New York
- Ders., 1996 (postum): Psychologie: Verständigung über Handlungsbegründungen, in: *Forum Kritische Psychologie* 36, 7–112
- Ders., 2008: *Schriften V: Entwicklung der Kritischen Psychologie zur Subjektwissenschaft. Aufsätze*, hgg. v. F. Haug, W. Maiers u. U. Osterkamp, Argument Berlin-Hamburg
- Markard, Morus, 1997: Handlungsfähigkeit und psychologische Praxis. In: B. Fried, Chr. Kaindl, M. Markard u. G. Wolf (Hg.), *Erkenntnis und Parteilichkeit, Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. Bericht über den Kongreß Kritische Psychologie, 6. Bis 9. Februar 1997 an der Freien Universität Berlin*, Argument Hamburg, 161–171
- H.-Osterkamp, Ute, 1975: *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 1*, Campus Frankfurt/M-New York
- Dies., 1976: *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung 2*, Campus Frankfurt/M-New York
- Dies., 1982: Faschistische Ideologie und Psychologie, in: *Forum Kritische Psychologie* 9, 155–170
- Osterkamp, Ute, 1996: *Rassismus als Selbstentmächtigung*, Argument Hamburg-Berlin
- Dies., 2001: Lebensführung als Problematik der Subjektwissenschaft, in: *Forum Kritische Psychologie* 43, 4–35
- Dies., Ulla Lindemann und Petra Wagner, 2002: Subjektwissenschaft vom Außenstandpunkt? Antwort auf Barbara Fried, in: *Forum Kritische Psychologie* 44, 152–176
- Projekt »Subjektentwicklung in der frühen Kindheit«, 1984: Theoretische Grundlage und methodische Entwicklung der Projektarbeit, in: *Forum Kritische Psychologie* 14, 56–81
- Dass., 1985: »Subjektentwicklung in der frühen Kindheit«: Der Weg eines Forschungsprojekts in die Förderungsunwürdigkeit, in: *Forum Kritische Psychologie* 17, 41–125